

## In der Globalisierung Grossvater sein!

Heinz Stefan Herzka, Zürich<sup>i</sup>

---

Als Grossvater von zwei Enkeln im Vorschulalter und somit selbst noch nicht im Alter, in dem meine Kinder in Pension gehen<sup>ii</sup>, bin ich unversehens in der Globalisierung gelandet. Zu meiner Erleichterung ein wenig vorbereitet. Denn meine Eltern sprachen als aufgeklärte Zeitgenossen der paneuropäischen Bewegung<sup>iii</sup> und des ersten Völkerbundes ab und zu vom „Weltbürger“ wie von einem Ehrentitel, der damals nur wenigen Menschen zustand. Sie hatten als Kinder in Wien noch Kaisers Geburtstag gefeiert, in der Habsburger Monarchie, die ziemlich Nationen übergreifend war. Ich aber wuchs „staatenlos“ ohne nationale Papiere auf, denn die Nazis hatten uns vertrieben und einen europäischen Exodus in alle Erdteile erzwungen, der das beschleunigte, was man jetzt Globalisierung nennt. Meine Enkel wurden ungefragt Bürger des Global Village mit Schweizer Pass. Dazwischen liegt meine Zeit, die nicht nur den Nationalsozialismus überdauerte, sondern auch den Faschismus Mussolinis, Francos, Salazars und spätere Diktaturen in Griechenland, Argentinien, Chile und anderen Ländern, die uns weniger nahe standen. Meine Zeitzeugenschaft umfasst den Stalinismus und den kalten Krieg, der auch hierzulande Opfer forderte. Des Weiteren gab es die Entkolonialisierung, den Korea- und der Vietnamkrieg, die sogenannte 68er Bewegung, die Wirtschaftsblütezeit, die Niederschlagung des Prager Frühlings und später den Fall der Berliner Mauer und der Sowjetunion, die Balkankriege und das Morden in Rwanda. Es kamen 9/11 und die Terrorismusbedrohung, willkommenen Vorwand für so manches Regime zur Erstickung jeglicher Opposition. Und nicht zu vergessen: 50 Jahre Krieg im nahen Osten und die gegenwärtigen Kriege in Afghanistan und Irak.

UNO, UNESCO, UNICEF, FAO, WTO und der internationale Gerichtshof wurden gegründet, die Menschenrechtscharta und die Deklaration der Rechte des Kindes weltweit ratifiziert (wenn auch nur sehr zögerlich in die Praxis umgesetzt). Mit der letzteren erhielten Kinder erstmals in der Weltgeschichte einen eigenen rechtlichen Status, nachdem sie bis dahin ein Stück Eigentum ihrer Eltern, beziehungsweise des Vaters waren, wie sein Mobiliar, das Vieh und früher auch seine Frau.

Traditionen, Werte und Geschichte zu vermitteln, war seit eh und je Aufgabe der Grosseltern, weit mehr als der Eltern, die immer von Arbeiten und Alltagssorgen absorbiert waren. Was könnten nach dem schreckensreichen 20. Jahrhundert, Erziehungsschwerpunkte sein für meine Frau und mich in Bezug auf unsere Enkel von 6 und 4 Jahren, aber auch grundsätzlich in unserer Zeit der Globalisierung und in einer der reichsten Industrienationen, allerdings mit einem zunehmenden Anteil armer Bürger und einer unwürdigen Asylpolitik? Die Frage stellt sich doppelt. Einerseits: was kann für die Kinder (das sind bekanntlich die Erwachsenen von morgen) getan werden, im Hinblick auf die wirtschaftliche Kolonisierung des Individuums (die nicht nur aus Europa und Amerika kommt, sondern auch aus China und Ostasien) und den Konsumdruck (die Diktatur der Ökonomie), die ökologische Bedrohung unserer Lebensgrundlagen, die drohende Nivellierung kultureller Vielfalt, die politisch oder religiös fundamentalistischen Systeme? Andererseits ginge es darum, die konstruktiven internationalen Bestrebungen zu unterstützen: die weltweiten Rechtsgrundlagen, eine ausgleichende Entwicklungszusammenarbeit, ökologische und den Frieden fördernde Massnahmen. Der Aufgabenkatalog zeitgemäss notwendiger Erziehung ist weitreichend. Die wenigen Schwerpunkte, die ich im folgenden hervorhebe, sind keineswegs neu, aber von neuer Dringlichkeit. Es sind Bildungsaufgaben nicht nur für Grosseltern und Eltern, sondern für die Gesellschaft und damit auch für die Schule, auch wenn sich diese eher auf das Vermitteln von Wissen und Kultur-

techniken zurückziehen möchte. Denn seit es Schule gibt, ist ein gesellschaftspolitischer Auftrag Teil ihrer Identität. Sie ist heute entweder (stillschweigend oder aktiv) Komplizin einer von Konkurrenz und Selektion, Gewinnmaximierung und technischer Effizienz geprägten gesellschaftlichen Entwicklung<sup>iv</sup>, oder sie stellt die menschlichen Grundbedürfnisse, die empathische Beziehung, den sozialen Ausgleich und das subjektive Wohlbefinden für alle ins Zentrum ihres Bildungsauftrages und nimmt damit die Herausforderung des Widerspruchs im Interesse des Kindes an. Sollen Kinder zu möglichst pflegeleichten und dominierbaren oder zu widerstands- und konfliktfähigen Bürgern heranwachsen, die ihre persönliche Verantwortung für den Mitmenschen wahrnehmen?

Zunächst brauchen Kinder heute mehr denn je Unterstützung ihr einmalig Eigenes zu finden und zu entwickeln, ihre Interessen zu entdecken, ihre persönlichen Neigungen und Begabungen. Ich kann mich mit ihnen in die Auseinandersetzung mit den Einflüssen einlassen, welche sie zu unterwandern, psychisch zu kolonialisieren suchen mit der Bilderflut der Werbung, zum Beispiel für Süßwaren, für Gewaltspiele im Gameboy, für irritierende Videos auf dem Handy. Nicht Verbote helfen ihnen, sondern klare Stellungnahmen, was mir entspricht, was nicht und ein dem Kind angemessenes Aufdecken von Zusammenhängen und Hintergründen; sodann Regelungen, die auszuhandeln sind, beispielsweise über die Zeit, die am Bildschirm verbracht wird, über das Ausmass des Konsums in einem bestimmten Bereich. Dabei kommt Einiges ins Spiel: meine Macht als Erwachsener und damit verbunden, was man Autorität nennt sowie unsere Konfliktkultur, die es gemeinsam zu entwickeln gilt. Wir brauchen unsere Unterschiede in den Bedürfnissen, den Wünschen, den Erwartungen, um uns immer wieder neu darauf zu einigen, was für beide Seiten tragbar ist. Dabei verfüge ich als Erwachsener über meine aus der Verantwortung erwachsende Autorität; aber auch das Kind hat die seine, weil es von Jahr zu Jahr mehr für sich selbst zuständig ist und zu entscheiden hat. Wir sind ungleiche, aber ebenbürtige Partner einer Auseinandersetzung, die weder autoritätslos, noch antiautoritär, jedoch autoritätskritisch sein soll; als der Mächtigere bin ich darauf angewiesen, dass mein Autoritätsanspruch immer neu in Frage gestellt und damit mein Reflexionsprozess in Gang gehalten wird.<sup>v</sup>

Sodann muss das Kind sich üben können im Finden eigener, möglichst selbständiger Entscheidungen. Das beginnt mit einer relativen Wahlfreiheit im Essen, der Wahl was und wie gespielt wird, beim Format des Blattes für seine Zeichnung, auch bei der Wahl des Kleidungsstückes (unter meiner Bedingung, dass es der Witterung und der Gelegenheit angepasst ist), bei der Wahl der Spielkameraden, und müsste weitergehen in der Schule im Hinblick auf zeitweilige Präferenzen seiner Lerninhalte, die Ermittlung der eigenen Art rationellen Lernens, einer gewissen Freiheit im Umgang mit der Sprache und anderen mehr. Als Erwachsener bin ich zuständig für den schützenden Rahmen, der aber die Freiheit der eigenen Ausgestaltung belässt, für welche das Individuum – das Kind - zuständig ist. Auch muss es möglich sein, Regeln nicht nur zu hinterfragen, sondern auch zu überschreiten und abzuändern. Das ist nicht anders, als in jeder funktionierenden Zivilgesellschaft.

Wo es um das Eigene geht, geht es ebenso, gleichzeitig und gleichwertig, um das Andere, das Fremde. Es braucht die Differenz; gerade weil der Andere anders ist, der Fremde mir fremd, kann ich mich ihm gegenüber selbst definieren, meine eigene Art, meine eigene Position. Soll ich selbst in meiner Art gelten gelassen, akzeptiert und geschätzt werden, so muss ich den Anderen nicht nur Toleranz, sondern Wertschätzung für ihre Andersartigkeit entgegen bringen. Mein Enkel und ich sprachen darüber, was es heisst „schön“ zu essen, als sein kleiner Bruder gerade mit Gabel und Löffel zu hantieren lernte und dass appetitlich von Hand zu essen eben-

so schwierig aber in der Welt häufiger sei, als Messer und Gabel oder Stäbchen dazwischenzuschalten.

Es gibt heute schöne Kinderbücher über die Vielfalt der Kulturen und ihre jeweiligen Eigenheiten<sup>vi</sup>. Kinder brauchen anschauliche Informationen über den Pluralismus, den sie, infolge Mobilität und Migration schon in der Kleinkindzeit antreffen. Kürzlich befassten wir uns auf einer Bahnfahrt mit einem Weltanlass für Kinder<sup>vii</sup>. An einer Stelle Nordamerikas war ein Indianer mit Federnschmuck abgebildet. Da versuchte ich meinem Enkel zu erklären wer die Indianer waren, und dass sie heute in Reservaten leben, nachdem sie von den Engländern, Franzosen, Spaniern und Portugiesen ausgerottet und vertrieben worden waren. Auf der anderen Seite des Abteils sass ein beliebter Herr im Seniorenalter wie ich selbst, der uns beobachtete und zunächst wohlwollend meinte, Geographie hätte auch ihn schon als Kind interessiert. Später begann er das Gespräch zwischen dem Kind und mir laut und immer den gleichen Satz wiederholend zu kommentieren: „So en Tubbel, de Grossvatter, so en arms Chind“ („So ein Idiot der Grossvater, so ein armes Kind“.) Er ertrug es nicht, dass ich dem Kind etwas über den Lauf der Geschichte erklärte, was eine unangenehme Wahrheit war, nebst den vielen schönen Abbildungen von Tieren und Pflanzen.

Immer häufiger kommen die Eltern aus sehr unterschiedlichen Erziehungstraditionen; schon „welsch“ und „deutschschweizerisch“ sind in vielem widersprüchlich, oder auf dem Land oder in einer Grosstadt erzogen worden zu sein, geschweige denn in einem anderen Kontinent, einer anderen Konfession. Da lässt sich kein gemeinsamer Strick mehr drehen, an dem in der Erziehung zu ziehen wäre. Es bleibt nur die schwierige Bemühung um Klärung der Differenzen, zwischen den Eltern und durch diese selbst (auch Differenzen zwischen Eltern und Grosseltern) sowie der permanente Versuch, den anderen gelten zu lassen, sein Anders-Sein zu respektieren. Für das Kind bildet es kein Problem, wenn bei Vater und Mutter andere Regeln gelten, sofern geklärt ist, wer gerade zuständig ist. Später wird es in der internationalisierten Welt seiner Arbeit und seiner Freunde noch weit grössere Unterschiede zu respektieren haben.

Widersprüche und Konflikte zwischen dem, was das Kind für sich selbst möchte, und was die Gemeinschaft der Familie oder der Schulklasse will sind unvermeidlich; der Konflikt zwischen „Ich“ und „Wir“ ist der Preis für die Individuation, den Status des Bewusstseins nach der Aufklärung und für den Zerfall der einengenden Strukturen von Dorf oder Quartier, die auch soziale Geborgenheit bedeuteten. Es braucht immer wieder das Aushandeln, die persönlich Mediation zwischen unvereinbaren Standpunkten, ein Training in Konfliktmanagement, das schon in den ersten Lebensjahren einsetzt. Das bedingt die Wertschätzung des Widerspruchs sowie Grundrechte und Grundregeln. Vor allem das Recht gehört zu werden und mit zu entscheiden, aber auch die Einschränkung physischer und psychischer Gewalt. Die Auseinandersetzungen zerstören früh die kindlichen Illusionen über die Vernunft und das Urteilsvermögen der Erwachsenen; an ihre Stelle tritt die Hoffnung, dass sich Erwachsene bemühen, empathisch zu sein und Verantwortung wahrzunehmen und nicht nur ihre eigenen Interessen. Diese Hoffnung kann wachsen, wenn das Kind dieses Bemühen bei seinen nächststehenden Erwachsenen feststellt.

Erwachsene sind auch nur Menschen. Diese Einsicht kann nur aufgrund der Transparenz reifen, die man dem Kind schuldet. Transparenz über Entscheidungen und Pläne, wie Wechsel von Arbeits- und Wohnort, der Schule, oder auch das Scheitern einer Partnerschaft. Transparenz auch über Ungutes und Tragisches, Trauer, Eifersucht, Gewalt. Transparenz auch für das, was ausserhalb der Macht der Eltern liegt, wie der Lauf der Weltgeschichte und der Bür-

gerkrieg vor der Haustür, Krankheit und Tod. Transparenz von Anfang an hat sich zum Glück bei Adoptionen und Patchworkfamilien durchgesetzt. Erziehungskunst ist, die richtigen Worte zu finden, den richtigen Augenblick für „Aufklärung“, das Kind nicht zu überfordern, es bei der Akzeptanz oder Auseinandersetzung mit den Lebensereignissen zu stützen durch Begleitung, Anteilnahme und Trost, wo dieser möglich ist. Im Fall der Adoption ist es auch zu ermutigen und zu begleiten, wenn es darum geht die leibliche Mutter zu finden, oder mit einem ehemaligen, jetzt aber negativ gesehenen Partner, der sein Vater ist, Kontakt zu halten. Kinder sind heutzutage zwar früh desillusioniert aber dafür realitätsbezogener, nicht nur jene, die in sozialer und seelischer Not leben. Warum, möchte mein 6-jähriger Enkel wissen, gibt es Menschen, die sich selbst in die Luft sprengen?

Zur Transparenz gehört die Kenntnis der eigenen (Familien-)Geschichte über mehrere Generationen hinweg, soweit sie bekannt ist oder sich ermitteln lässt. Als methodische Hilfe für meine Berufsarbeit habe ich das Konzept „Lebensbuch“ oder „Ich bin Ich-Buch“ entwickelt, das besonders für Kinder aus mehrkulturellen Familien Bedeutung hat. Es ist ein schönes Heft oder Ringbuch, in das, über viele Therapiestunden hinweg, alles hineinkommen kann und soll, was zum Kind und seiner Familie gehört: Kopien von Photos der Grosseltern und ihrer Lebenswelt, von der Kindheit der Eltern, Informationen über den Geburtsort und die Länder der Eltern, Ferienerlebnisse, Zeichnungen, Notizen oder Aufsätze des Kindes selbst, Briefe, Ausschnitte aus Zeitungen oder Reiseprospekten. Bei migrierten oder zweikulturellen Familien kann man Doppelseiten machen: links die Ursprungskultur, rechts die Kultur des Einwanderungslandes. Entstehen soll eine Chronik, ein facettenreiches Bild vieler Elemente, die zur eigenen Identität gehören. Die Familiengeschichte ist ihre Basis. Bis zur Globalisierung war im Dorf und Quartier stets bekannt, wohin eine oder einer gehörte, woher sie oder er kam. Man war Tochter oder Sohn des Schreiners, des Schusters, gehörte zu diesem oder jenem Hof, und hatte vielleicht ausnahmsweise eine zugereiste, eingeheiratete Grossmutter. Die persönliche Identität war in die Identität der Gemeinschaft eingebettet, ein Teil von ihr. Heute schwebt sie in der Welt, frei aber auch unzugehörig, ohne soziale Geborgenheit. Sie muss von jeder und jedem für sich selbst erarbeitet werden. Meine Enkel waren für mich der Anstoss zu einer Autobiografie, die über weite Strecken Familiengeschichte ist.<sup>viii</sup> Sie hätte nicht veröffentlicht werden müssen; ich kann allen Seniorinnen und Senioren empfehlen, für sich und ihre Nachkommen zu schreiben. Es bringt Ordnung in das eigene Leben, was zu erarbeiten zwar streckenweise schmerzhaft und eine Konstruktion ist, aber letztlich entlastend. Identitätsaufbau mit Hilfe der Familiengeschichte zu fördern ist heutzutage auch oft zentraler Bestandteil einer Therapie<sup>ix</sup>.

Familiengeschichte wird anschaulicher, wenn verstorbene Ahnen und Familienglieder mit einer Fotografie in der Wohnstätte präsent sind. Traditionelle Kulturen bauten dafür einen Familienalter, alte Adelfamilien besaßen ein Ahnengalerie, die Bürgerfamilie des 19. Jahrhunderts das Buffet aus Nussbaum- später Teakholz, auf dem Fotografien aufgestellt waren. Heutzutage sind sie bisweilen auf dem Bücherregal zu finden. Wo auch immer: sie gehören dazu - sichtbar. Denn unsere Verstorbenen leben mit uns, auch wenn sie uns nur in unseren nächtlichen Träumen leibhaftig erscheinen.

Zur kulturellen Identität gehört das literarische und musikalische Erbe sowie die Malerei und bildende Kunst. Bis in die Neuzeit haben Erzähler, wandernde Sänger und Kinderlieder traditionelle Weisen und Erzählgut vermittelt; Malerei und Skulptur wurden über das Handwerk, beispielsweise die Schnitzereien oder Bemalungen von Häusern und Möbeln weitergegeben. Heute sind die Geschichten in Büchern gespeichert und, wie auch die Musik, auf CDs; das Übrige wird in Ausstellungen und Museen gezeigt. Geschichten erzählen, wenn möglich ge-

meinsam musizieren und Ausstellungen besuchen, ist kein Luxus eines Bildungsbürgertums, sondern wichtige Vergegenwärtigung der kulturellen Zugehörigkeit, der Geschichte sowie der gesellschaftlichen Gegenwart. Das Erzählen der Volksmärchen, das Vorlesen (bei uns zur Zeit Pinocchio) oder Bildergeschichten zwischen Globi, Tintin, Asterix, haben bei unserm älteren Enkel beachtlichen Stellenwert. Kunstwerke und gehaltvolle Kinderliteratur, vor allem das Volksmärchen, enthalten bekanntlich Modelle für die individuelle Entwicklung, für Handlungskonzepte und Problemlösungen. Solche Modelle sind für die kindliche Entwicklung unentbehrliche Orientierungshilfen. In früheren Zeiten der Dorf- und Quartiergemeinschaft konnten Modelle weitgehend direkt aus der Grossfamilie und in der Nachbarschaft übernommen werden; mit der heutigen Anonymisierung ist dies viel schwieriger geworden. Die Modellbildung durch die Medien ist oft zu kommerziell bestimmt und sehr unpersönlich; so ist es umso wichtiger geworden, durch die unmittelbare Erzählung im imaginären Bewusstsein des Kindes eine "Auswahl" an Vorbildern (auch an Gegenbildern) anzulegen, mit dessen Hilfe es seine eigenen Handlungen und Konfliktlösungen umsetzen kann.

Beide Enkel sind für jederlei kulturelles Erlebnis zu haben und auch der 3-jährige ist ein aufmerksamer Ausstellungsbesucher, weil dies schon immer zum Leben seiner Eltern und Grosseltern gehörte. Kulturelle Aktivitäten waren seit je Bestandteil des Alltagslebens und die Trennung von Volkskultur und „Kunst“ ist eine unsachgemässe Spaltung. Gegenüber früheren Generationen hat sich der Horizont jetzt auf die ganze Welt ausgeweitet. Kürzlich war es die Kunst von Kamerun, der wir im Zürcher Museum Rietberg (für asiatische und afrikanische Kultur), gemeinsam begegneten. Der jüngere Enkel fand einiges „recht gfürchig“ (unheimlich) und der ältere stimmte zu. Wir konnten die Masken im Zusammenhang mit dem Basler Karneval aber näher bringen. Wichtig war die Anwesenheit eines afrikanischen Schnitzkünstlers; denn etwas vom Schwierigsten ist, das weitgehend verschwundene Handwerk zu vermitteln. Der Glasbläser beim Beyeler Museum in Riehen bei Basel ist auch ein Stützpunkt.

Eine zweite Dimension von Identität<sup>x</sup> ist die Fähigkeit, ein Werk zu schaffen. Zu den frühesten Kreationen zählen die Kinderzeichnungen, die Kritzelzeichnungen, bei denen das Kind seinen Spuren begegnet. Es darf erwarten, dass seine „Produkte“ beachtet werden, ohne Idealisierung, aber mit dem Respekt, der jeder eigenen und originellen Leistung zusteht. Es schätzt, wenn die Gelegenheit zu Werturteilen ergriffen wird, jedoch nicht als absolute Aussage, sondern als Ich-Botschaften: dies oder jenes gefällt mir, oder als Frage: welche Zeichnung gefällt Dir selbst besser? Hier, wie auch im Bereich der Ernährung, der Kleidung, der Bilderbücher oder Spielsachen geht es auch um die Aufgabe eigenständiger Geschmacksbildung, um ästhetische Erziehung. Das bedeutet immer eine Auseinandersetzung mit dem, was die Werbung anpreist, letztlich kritische Konsumentenschulung. Dazu zählt auch eine dem Kind verständliche Information über das Verhältnis von Preis und Leistung; was ist für uns erschwinglich, was erscheint uns übertrieben teuer, was übersteigt unsere Möglichkeiten? Es geht um ein angemessenes Verhältnis zum Geld und Geld ausgeben. Die Anschaffung eines Kunststoffschlittens war schon im vorangehenden Winter Anlass zu Preisvergleichen; Gesprächs- und Zündstoff geben uns auch Besuche auf dem Flohmarkt oder Einkäufe im Second Hand Shop für Kinderkleider.

Wichtige „Werkstücke“ können heute Bastelarbeiten sein. Aber in der Regel konzentriert sich bald alles auf die Schulleistungen, die, weil für das Kind das nahezu alleinige Leistungsfeld, übermässig wichtig werden. Wer in der Schule reüssiert, der ist jemand, so die Meinung der Meisten, auch der Kinder selbst. Leistungen, nicht zuletzt im Sport, werden zum Massstab für die soziale Einstufung. Es entsteht eine Abhängigkeit vom „Feedback“, eine Korruption durch

Lob<sup>xi</sup>. Das bedarf der Korrektur. Vielleicht werden wir zu dieser beitragen können, wenn unser Enkel nächstes Jahr eingeschult wird. Vorerst freuen wir uns, dass er bereits die Zahlen und die Uhrzeit kennt und von sich aus lesen lernt, womit auch wir im Mainstream liegen. Auch waren wir es, die ihm seine ersten Computer-CDs anschafften (ein Computer steht bereits im Kindergarten) sowie vom Inhalt und Bild für mich akzeptable CDs, die durchaus auf Kopfleistung trainierende Lernspiele sind. Dem Zeitgeist entkommt man nicht. Es ist mir lieb, mich ihm zu stellen und das Enkelkind beim Einstieg in die Computerwelt begleiten zu können, wo es sich technisch bald besser zurecht finden wird als ich. Ich hoffe, dass es mir gelingt dem Suchtfaktor des Computers frühzeitig Alternativen entgegenzusetzen, sodass es den Computer als Werkzeug beherrscht, und nicht von ihm dominiert wird.

Ein weiteres Aufbauelement für die eigene Identität ist das Soziale Netz, dem das Kind angehört. Es ist heute oft nicht mehr spontan gegeben. Mobilität und Migration machen es erforderlich, Netzwerke selbst zu knüpfen. Zudem entstehen infolge der weltweiten Verunsicherung neue und dogmatische Gruppierungen, Sekten, fundamentalistische Zirkel, totalitäre und autoritäre politische Bewegungen. Um nicht in ihre Fänge zu geraten genügt es nicht, sie wahrzunehmen und zu kritisieren, sondern das Kind muss in ausserfamiliäre Gemeinschaften selbst hineinwachsen. Krippen, Spielgruppen, Kindergarten sind unerlässlich; aber Freizeitgemeinschaften, die Interessengemeinschaften sind, werden dadurch nicht überflüssig, ein Kindersportklub, eine Freizeitorganisation, später ein Jugendorchester. Vor allem aber braucht es auch die Bemühungen der Eltern (respektive Grosseltern) sich ein Netzwerk zu bilden und zu nutzen. Wir freuen uns besonders, wenn uns unsere Freunde mit den Enkeln zum Cervelat braten an den See einladen. Für Zugewanderte ist es schwierig das Ghetto der eigenen Landsleute, dessen man bedarf, auszuweiten. Die soziale Isolation, die ich selbst als „Emigrantenkid“ erlebte, hat mich nie mehr wirklich losgelassen.

Dazu kommt, dass soziale Geborgenheit der Kinder immer wieder willkürlich durchkreuzt wird, wenn eine Umteilung bei einem Schulstufenwechsel oder ein arbeitsbedingter Wohnortswechsel erfolgt. Falls wir eine Gesellschaft wünsche, die mehr als heute auf Empathie, Solidarität und Nachbarschaftsnetzwerk aufbaut, so müssen die Durchtrennungen der Netzwerke von Kindern verringert werden. Das bedingt unter anderem den Verzicht auf Umverteilung bei einem Stufenwechsel in der Schule und, was weit anspruchsvoller wäre, ein Denken und Planen der Arbeitgeber, welches in Arbeitnehmern Familienmitglieder sieht: nicht Frauen und Männer sind Angestellte und Werk tätige, Chefs oder Akademiker, sondern zu einem grossen Teil sind es Väter und Mütter. Für sie müssen unter anderem, bei unverminderten Aufstiegchancen, Teilzeitangebote gefördert werden.

Schliesslich – und das wäre eigentlich das primäre – ist der eigene Körper Grundlage der Identität. Für das Kind in der technischen Industriekultur ist es jenseits des Säuglingsalters schwierig geworden, seinen Körper zu erfahren und kennenzulernen. Die körperlichen Tätigkeiten, die noch meiner Elterngeneration selbstverständlich waren, das Spalten des Holzes für den Herd und das Einfeuern, das Zurücklegen eines weiten Schulweges, Handreichungen in der elterlichen Werkstatt, auf dem Kleinbauernhof, in der Küche oder im Stall, das ist für viele Kinder, nicht nur in den Städten, hinfällig geworden. So geht es darum, dem Kind seinen eigenen Körper nahe zu bringen, so paradox dies klingt. Das Spektrum ist klein, reicht aber vom Sport (der nicht auf Hochleistung aus ist) bis zum Improvisationstheater und zum tätlichen Essen. Mein älterer Enkel fand, von einem Kindergartenkameraden angeregt und von seinen Eltern unterstützt, den Weg in einen Landhockeyclub für Kinder und kann zudem Schwimmlektionen besuchen. Das ist ein Aufwand, der nur wenigen möglich ist. Während unsere Zeit einerseits einen Körperkult betreibt (wie Fitnessrummel und – global vertretene -

Kosmetikindustrie zeigen), findet gleichzeitig eine massive Entwertung des Körpers statt, was sich sowohl in der Selbstüberforderung im Sport wie in der verbreiteten Übergewichtigkeit manifestiert. Dementsprechend werden kleine Kinder, vor allem Mädchen, einerseits für ihr Äusseres hochgelobt und modisch eingekleidet, andererseits wird ihnen von relativ entfernt stehenden oder gar fremden Menschen ungefragt über die Haare gestrichen, sie werden abgeküsst und herumgereicht ohne Respekt davor, ob sie das mögen. Uns Grosseltern liegt daran, dass die Enkel ihr körperlichen Fähigkeiten und Grenzen selbst ausprobieren, dass die Initiative zum Körperkontakt weitgehend Ihnen überlassen ist und unsere Berührungen taktvoll und nicht überfahrend sind. Eine begrenzte Autonomie im Essen, die entsprechende Entscheidungen des Kindes verlangt, kann früh eingeräumt werden. Zur Entwicklung des eigenen Körpergefühls ist es auch notwendig, dass das kleine Kind seinen eigenen Rhythmus erspüren und umsetzen kann, beispielsweise auf dem Spaziergang, auf dem so viele kleine Beobachtungen zum Verweilen einladen. Aber in manchen Situationen verlangt die Zielstrebigkeit der Erwachsenen vom Kind seine Anpassung an einen Zeitplan. Wichtig ist zu klären, wann welche Regel gilt.

Grosseltern sind auch berufen, mit ihren Enkeln über jene Bereiche zu sprechen, die man als Transzendenz bezeichnen mag und ihnen dazu Haltungen zu vermitteln. Für die einen sind es die Rituale und Feste der Religion. Für die anderen sind es Fragen einer übergreifenden Ethik. Eine Diskussion mit meinem Enkel betraf die verschiedenen Religionen. Knapp sechsjährig leuchtete es ihm ein, dass es mit den Religionen und dem lieben Gott ähnlich sei, wie wenn er verschieden farbige Pullover trage: es sieht von aussen anders aus, aber dahinter ist immer er, bzw. ER. Und als er wissen wollte, wie der liebe Gott den aussehe, da gab es nur die Antwort: dass ich das nicht wisse, und dass es die anderen Menschen auch nicht wissen, aber dass ich meine, er sehe nicht so aus, wie er oft dargestellt werde: als alter Mann mit einem Bart. Da schlug das Kind vor: ER könnte doch eine Wolke sein. Ich konnte nur erwidern, ich wisse es nicht. Darauf meinte er, jetzt glaube er es zu wissen: ER sei eine grosse Decke, in welche die ganze Welt eingewickelt sei. Das liessen wir so stehen.

Wir haben unterschiedliche Zeitphasen mit unseren Enkeln: Zeiten der gemeinsamen Aktivität, in denen „etwas unternommen“ wird, wie der Museumsbesuch, der Tierpark, ein Spaziergang, eine Zeit auf dem Spielplatz im Quartier, zusammen etwas backen. Dabei ist die Gemeinsamkeit der Erfahrung wichtiger, als der Inhalt. Anders sind die Zeiten des Seins, in denen es den Kindern überlassen bleibt zu spielen, zu träumen, sich mit einem Bilderbuch zu befassen. Es sind Zeiten, in denen wir zwar da sind, als Ansprechpartner, sofern sie das brauchen, aber im Wesentlichen unseren eigenen Beschäftigungen nachgehen und Gedanken nachhängen. Je erfahrener wir als Grosseltern werden, umso wichtiger wird uns das zusammen SEIN. Das hat auch damit zu tun, dass je älter die Kinder werden, sie zuhause in umso mehr Aktivitäten involviert sind: der Kindergarten, die Krippe (für den jüngeren), Sport und Spiel mit den Kameraden des Quartiers. Und das alles ist heute eingebettet in die raschen Abläufe und Wechsel, die unsere Zeit charakterisieren. Es braucht die Inseln der Ruhe, des Seins. In beiden Zeitphasen, vor allem aber in der letzteren, ist vor allem das Zuhören wichtig, nicht nur auf das, was das Kind mit Lauten, Worten und Körpersprache äussert, sondern auch das Hinhorchen auf das Ungesagte<sup>xii</sup>. In seinen - auch unausgesprochenen - Regungen wahrgenommen zu werden, ist die Basis der Selbstwertentwicklung, des Selbstvertrauens und einer initiativen und eigenständigen Lebensgestaltung.

Unsere Zeit der Globalisierung verlangt nach einer Erziehungsethik, bei der die Fähigkeiten des Kindes und seine Bedürfnisse gleich gewichtet werden, wie diejenigen der Erwachsenenwelt.<sup>xiii</sup> Neu geborene Menschen bringen viele Dispositionen mit. Was sich schon früh mani-

festiert, nenne ich primären Kompetenzen. Dazu zählen Beziehungsfähigkeit und Kommunikationsbedürfnis, Interesse, Neugier und die Fähigkeit zu staunen, Entwicklungs- und Lernpotential, Einfallsreichtum, körperliche und psychische Beweglichkeit. Wir benötigen diese Fähigkeiten, um die heutigen gesellschaftlichen Bedrohungen wie ökologische und kulturelle Zerstörung, dogmatische Polarisierungen, ökonomische Ungerechtigkeit und politische Krisen zu bewältigen. Die primären Kompetenzen müssen erhalten und ausgebaut werden. Das kann nicht nur in der familiären Erziehung geschehen, sondern muss von der gesamten Gesellschaft getragen werden. Das bedeutet, dass sich auch die Schule (eingeschlossen der Kindergarten) dieser Aufgabe stellen muss.

Schulsysteme befinden sich in den verschiedenen Ländern und Kontinenten in ganz unterschiedlichen Phasen ihrer Geschichte. In Entwicklungs- und Schwellenländern steht weiterhin die Alphabetisierung im Vordergrund; in vielen Ländern geht es darum auch den Mädchen den Zugang zu garantieren. Alphabetisierung der Frauen ist auch ein Weg der Annäherung der Kulturen.<sup>xiv</sup> Chancengleichheit bedeutet in zunehmendem Mass auch Zugang zum Internet. Es geht im Global Village, nebst der Chancengleichheit der Individuen und sozialen Schichten innerhalb eines Landes, auch um jene der Geschlechter sowie der Länder bzw. Volkswirtschaften untereinander.

Hierzulande, wie in anderen Industrieländern haben Schul- und Bildungsreformen Konjunktur. Der Bedarf nach einem grundsätzlichen Wandel wird wahrgenommen, manches zu ändern versucht. Aber vieles spielt sich auf Nebenschauplätzen ab, wie Frühenglisch oder nicht, Hochdeutsch oder nicht, forcierte Integrationskonzepte (in einer ausschliesslich auf Selektion beruhenden Arbeitswelt!). Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass die zahlreichen Reformen auch dazu herhalten müssen, einen grundsätzlichen Kurswechsel hinauszuschieben. Der Schul- und Bildungssektor hat schon immer ein ausgeprägtes Beharrungsvermögen gezeigt, nicht weil die Lehrkörper Veränderungen an und für sich feindlich gesinnt wären, sondern weil „die Schule“ über die Jahrhunderte hinweg immer mehr den gesellschaftlichen Auftrag erhielt und übernahm, auf das Leben wie es ist, das heisst auf den status quo vorzubereiten. Aus Kindern sollen – so der Auftrag - die gleiche Art Mensch werden, welchen die heutigen Erwachsenen verkörpern. Kinder brauchen jedoch eine Vorbereitung auf die Zeit, in der sie später Erwachsene sein werden, auf den Erwachsenen von morgen oder übermorgen!

Schule erhebt bisher nicht die primären sondern die sekundären, Kulturtechniken genannten Fähigkeiten und Fertigkeiten zu ihrem Credo. Sie steht nicht so sehr im Dienst der Kinder, als vielmehr der Erwachsenen. Das bedeutet heute mehrheitlich: der Erziehung zum Konsumenten und Angestellten. Dem entsprechend wird auch Schulstoff gefüttert und der Stoffplan genannte Inhalt, der zu verdauen ist, wächst und wächst. Das bringt nicht wenige Lehrpersonen in ein Dilemma, da sie deutlich spüren, dass ihr gesellschaftlicher Auftrag und die wirklichen Bedürfnisse der Kinder oft nicht zu vereinen sind; die Kinder ihrerseits versuchen immer häufiger dieser Art Schule zu entkommen, durch Absenzen, Schulverweigerung und Desinteresse.

In den heutigen Industrieländern (auf die ich mich hier beschränke) war der ursprüngliche Auftrag der Schule mittels Lesen, Schreiben, Rechnen und Wissen eine Annäherung der Berufschancen („Chancengleichheit“) zu erreichen. Es mussten Defizite der Kenntnisse ausgeglichen werden, die auf der familiären und geschichtlichen Situation beruhten. Diese Defizite haben sich weitgehend gewandelt. Sie sind - in den heutigen Industriegesellschaften - sozialer und emotionaler Art. Fähigkeiten, die den primären Kompetenzen entsprechen oder auf ihnen aufbauen werden immer notwendiger, wie Interesse, Kommunikationsfähigkeiten, Bezie-



hungsfähigkeit, Solidarität, Einfallsreichtum („Kreativität“), Flexibilität. Gleichzeitig waren und sind die Eltern und die Kleinfamilie immer weniger in der Lage, diese primären Fähigkeiten zu fördern. Vieles von dem, was wir (und die Eltern unserer Enkel) den Kindern mitzugeben versuchen, können andere, junge Familien aus ihrer sozialen und ökonomischen Situation nicht aufbringen. Ob uns dies genehm ist, oder nicht, werden die primären Kompetenzen, ergänzt durch Fähigkeiten des älter werdendes Kindes wie Verantwortungsgefühl, Verständnis für andersartige Lebensweisen und Normen, zu neuen Schwerpunkten derjenigen Institution, welche die Kinder auf die Zukunft vorbereiten soll: der Schule. Der sachliche Stoff, im Internet verfügbar geworden, bleibt weiterhin notwendig, verliert aber sein Primat im Aufgabenkatalog. Lehrer kommen zunehmend in die Funktionen eines „Sozialtrainers“ und Therapeuten. Das ist an vielen Orten bereits Realität, nur hütet man sich, es zu benennen. Es macht jedoch wenig Sinn an einem Lehrplan festzuhalten, der nicht eingehalten wird, weil anderes wichtiger wurde. Zudem erfordern die neuen Aufgaben auch eine grundsätzlich erneuerte Lehrerbildung zur Vermittlung didaktischer und methodischer Möglichkeiten für soziale und emotionale Fähigkeiten. Schwerpunkte eines Lehrplans für das beginnende dritte Jahrtausend, der vorwiegend auf der konkreten Praxis beruht, wären beispielsweise:

Kenntnisse nach individuellem Stoffplan erarbeiten

Wissen beschaffen (Persönlich erfragen, Bücher, Bibliotheken, Medien, Internet)

Eigene Geschichte und Lebenssituation (soziale, familiäre und politische Bedingungen)

Kulturerbe, eigenes und "fremdes"

Sinneswahrnehmung

Körperbewusstsein

Körpersprache

Mehrsprachigkeit

Diskussionskultur mit Flexibilität und Standpunktwechsel

Reflexionsfähigkeit und Selbsteinschätzung

Einfühlung und Solidarität

Kritik- und Konfliktfähigkeiten

Gewaltbeschränkung und Mediation

Einfälle und Kreativität umsetzen („Unternehmertum“)

Ökologische Kenntnisse und Praxis

Vernetztes Denken und Handeln im Kontext

Soll ich die Haltung auf einen Nenner bringen, welche Kinder, Erwachsene und die von ihnen gebildeten und für sie zuständigen sozialen Systeme (zu denen die Schule zählt- aber es betrifft ja keineswegs nur sie) in unserer Zeit der Globalisierung benötigen, ich weiss keinen besseren Ausdruck als "dialogisch". Im Sinne der dialogischen Philosophie, die mein Arbeitsleben geprägt und begleitet hat<sup>xv</sup>. Die Globalisierung lässt sich nur mit dem dialogischen Prinzip steuern, laut dem es zu einer Sichtweise auch immer eine andere Sichtweise, zu einer Theorie auch immer eine andere Theorie, zu einer Wahrheit auch immer eine andere Wahrheit gibt, weil das Eine nach dem Anderen ruft. Erst beide gemeinsam, gleichwertig und gleichzeitig, bilden ein neues Ganzes. Dieses enthält den notwendigen Widerspruch<sup>xvi</sup>, der zwischen beiden Gegenübern besteht, beispielsweise zwischen System <+> Individuum, Lehrer <+> Schüler, Kind <+> Erwachsener, Mann <+> Frau, Seele <+> Leib, Mensch <+> Natur, Ich <+> Wir. Diesen Widerspruch gilt es konstruktiv zu gestalten und zu nutzen. Die Zeiten sind zu ernst und zu gefährlich geworden für den ausschliesslichen Machtanspruch der allein selig machenden Wahrheit; unser Lebensraum ist zu eng und zu vernetzt geworden für dialekt-

tisches Machtgerangel, die Kämpfe um Vormachtstellungen wurden zu mörderisch, (nicht nur wenn sie mit militärischen und brachialen Mitteln, sondern auch wenn sie mit struktureller Gewalt geführt werden), als dass die Menschen damit weiterkommen und weiterleben könnten. Wir brauchen die dialogische Denk- und Lebensart, nach der die Gleichwertigkeit bei aller Verschiedenheit, die Gleichberechtigung bei allem Widerspruch und die Gemeinsamkeit der Menschenrechte (mit Einbezug aller, der Frauen, der Kinder und der Fremden) die soziale Lebensgrundlage bilden. Grosseltern haben die Apokalypse der Massenvernichtung (im Nationalsozialismus und im Abwurf der Atombomben, um nur diese beiden Beispiele zu nennen) erlebt; es reicht nicht, die Erinnerung an die Schrecken weiterzugeben. Ihre Enkel brauchen Unterstützung, Anregung, Bestätigung, um die Gesellschaft neu zu gestalten. Wir Bürger sollen nicht nur für uns selbst daran denken, sondern auch Politiker, Wirtschaftskapitäne und Aktionäre permanent daran erinnern, all jene welche die Gesellschaft und auch ihr Schulsystem an der Leine halten und zu oft in die Irre führen.

Tiefgreifende Änderungen sind nur möglich, wenn die Schule den gesellschaftlichen Auftrag einer "Gegenposition", eines kreativen Widerspruchs erhält, der von Eltern und Politikern getragen wird. Viele Lehrpersonen haben zwar bereits ihre Schwerpunkte weitgehend selbstständig modifiziert, sei es weil sie täglich den wirklichen Bedürfnissen der Kinder begegnen oder durch die mehrkulturelle Zusammensetzung der Klasse dazu veranlasst wurden. Aber die entscheidende grundsätzliche Veränderung der Schule kann nicht (vorwiegend) aus dem System selbst heraus erfolgen.

Zunächst braucht es eine öffentliche, demokratische Diskussion, bei der es um die Kinder und ihre menschlichen Bedürfnisse geht und weder um Wirtschaftswachstum (Schule als Vorbereitung für einsetzbare Arbeitskräfte oder Konsumenten) noch um den Stimmenfang von Parteien. So rasch wie möglich müssen Eltern wesentlich stärker in die Kooperation mit der Schule eingebunden werden, als dies heute der Fall ist, als eine Bürgerpflicht, die ebenso ernst zu nehmen ist, wie der Schulbesuch der Kinder. Die Organisationsstrukturen für die Elternarbeit mit entsprechender Schulung der Lehrpersonen, Beteiligung von Fachkräften der Erwachsenenbildung, mit Schulpsychologen und Schulsozialarbeitern müsste den Anfang machen. Dazu müsste die Wirtschaft einsehen, dass sie nachhaltiger funktioniert, wenn sie mit Menschen, statt mit Arbeitskräften und ihren Funktionen rechnet, mit Männern und Frauen, die Verpflichtungen als Eltern, Grosseltern oder Onkel und Tanten haben. Ich habe dazu eine Kinderverträglichkeitsprüfung für politische und wirtschaftliche Entscheide vorgeschlagen, welche deren Folgen für die Kinder transparent zu machen hätte<sup>xvii</sup>.

Integration kann dabei nicht länger Einordnung in ein einheimisches System bedeuten, sondern dessen Umbau zu einem sozialen Rahmen für mehrkulturelle Begegnungen und Entwicklungen. Welche Chance würde es beispielsweise für unsere internationale Politik und Wirtschaft bedeuten, wenn jedes Kind die Sprache eines zugewanderten Kameraden zu lernen hätte! Binnen nur einer Generation wäre die Schweiz ein unvergleichlich polyglottes Land!

Politik und Wirtschaft schieben, in einem Land, das kein Familienministerium hat (!), immer noch gerne alle Verantwortung für die Erziehung den Eltern zu, als wären ihre Möglichkeiten und ihr Einfluss noch der gleiche, wie vor 100 Jahren. Dabei haben die Arbeitsbedingungen die Familie zur Freizeitfamilie<sup>xviii</sup> gemacht, die sich nur mehr in den Randzeiten zuhause versammelt und die Medienwelt hat die Familie kolonialisiert und die Bilderwelt der Kinder unterwandert. Immer noch können Eltern und Grosseltern einiges für die Kinder tun. Aber immer mehr Eltern gehen bis zur Erschöpfung im Arbeitsprozess auf, nicht aus Mutwillen emanzipierter Mütter sondern einerseits wegen der Vaterentbehrung, welche die Kinder die meiste Zeit des Tages ohne ihre gestressten Vätern lässt, andererseits wegen der familien-

feindlichen Arbeitorganisation mit ihrem als absolut gesetzten Primat der Rentabilität, der Diktatur der Ökonomie. Die Verantwortung für die Nachkommen lag die meiste Zeit der Geschichte über bei der Gesellschaft, im Kollektiv des Dorfes zum Beispiel, von dem die Familie ein Ausschnitt war. Die Erziehung der Kinder gründete auf den gemeinsamen Werten aller. Die Kleinbürgerliche Familie des 18. und 19. Jahrhunderts war nicht mehr als ein historisches Zwischenspiel. Die heutige mehrkulturelle und pluralistische Gesellschaft kann nicht zur früheren Einheitskultur zurück, welche keine Individualisierung zuließ; wir können die Illusion der allein „zuständigen Eltern“ nicht aufrecht halten. Wir brauchen vielmehr neue gesellschaftliche Modelle um die Entwicklung der Nachkommen gemeinsam zu tragen und zu fördern. Was wir brauchen ist ein dem Zeitalter der Globalisierung angemessener kollektiver Erziehungsvertrag. Einen guten Anfang dazu bildet die Konvention der Rechte des Kindes, deren Umsetzung und konkrete Beachtung auch in der Schweiz seit über 10 Jahren auf sich warten lässt.<sup>xix</sup>

---

<sup>i</sup> [www.herzkaprof.ch](http://www.herzkaprof.ch)

<sup>ii</sup> ..."nous avons parfois un choc en nous apercevant que la génération qui suit la nôtre arrive déjà à l'âge de la retraite." Aus: Z'Graggen, Yvette. *Éclats de Vie*. 2007. Vevey: L'Aire

<sup>iii</sup> Die Paneuropabewegung wurde begründet von Richard N. Graf von Coudenhove Kalergi, politischer Schriftsteller, 1894 - 1972; viele Schriften zur europäischen Einigung und Autor von "Judenhass von Heute", (herausgegeben zusammen mit einer Neuausgabe von "Das Wesen des Antisemitismus" seines Vaters Graf Heinrich Coudenhove-Kalergi (1859-1906)) im Paneuropa-Verlag, Wien-Zürich 1936.

<sup>iv</sup> Zur Anwendung neoliberaler Geschäftsprinzipien auf die Politik siehe: Musso, Pierre. *Le Sarkoberluskonisme*. 2008. La Tour d'Aigues: Éditions de l'Aube, Diffusion Seuil.

<sup>v</sup> H.S. Herzka. *Die neue Kindheit. Dialogische Entwicklung - autoritätskritische Erziehung*. (1989). 2. Erw. Auflage 1995. Basel: Schwabe

<sup>vi</sup> Beispielsweise: Spier Peter. *Menschen*. 1981. Stuttgart: K. Thienemanns

<sup>vii</sup> Unipart. *Der grosse Kinderweltatlas*. 2006. Erfstadt: KEA Medienproduktion und Verlag.

<sup>viii</sup> *Unterwegs im Zwischen. Emigrantenkind, Kinderpsychiater, Schalmeisucher. Autobiografie*. 2007. Frauenfeld: Huber

<sup>ix</sup> *Dialogik, Identität und Therapie im globalen Zeitalter*. Vortrag an den Basler Psychotherapietagen 2000. In: Herzka H.S. *Kinderverträglich denken und handeln. Vorträge und Stellungnahmen in Texten und Tondokumenten*, p.135 ff. 2005. Basel: Schwabe

<sup>x</sup> Jaspers, Karl. *Philosophie*. 3 Bde. Ausgabe 1956. Berlin, Göttingen Heidelberg: Springer.

<sup>xi</sup> Langeveldt, Martinus J. :*Persönliche Mitteilung*.

<sup>xii</sup> Es ist dies Bestandteil der "integrativen" Kommunikation im Gegensatz zur "imperativen", die auf einer Kommando-Beziehung beruhen würde. Vgl. dazu: Anderegg, J. (1990). *Zu Führung und Kommunikation - Eine Skizze*. Thema. *Forschung und Wissenschaft an Schweizer Hochschulen* 9, 5-6.

<sup>xiii</sup> Siehe Anmerkung 14

<sup>xiv</sup> Todd, Emanuel: *Le Rendez-vous des civilisations*, with Youssef Courbage, 2007. Le Seuil, coll. La République des idées.

<sup>xv</sup> Herzka, H. S. (1969) *Die Dialogik der Psychiatrie. Über die Bedeutung eines philosophischen Prinzips für das ärztliche Denken*. *Schweiz. Arch. Neurol. Neurochir. Psychiat.* 104/1, 163-167. (Antrittsvorlesung an der Universität Zürich 1968) und: Herzka, H. S., Reukauf W., Wintsch, H. (Hg.) (1999). *Dialogik in Psychologie und Medizin*. Basel: Schwabe.

<sup>xvi</sup> Goldschmidt, Hermann Levin (1976). *Freiheit für den Widerspruch*. Neuausgabe: Werkausgabe (1993ff.), Bd. 6. Wien: Passagen

---

<sup>xvii</sup> Kinderverträglichkeitsprüfung, Kinderrat und Generationenvertrag in: Die Neue Kindheit (siehe oben), p.175

<sup>xviii</sup> Die Freizeitfamilie in: Die Neue Kindheit (siehe oben), p.96

<sup>xix</sup> Übereinkommen über die Rechte des Kindes: siehe beispielsweise

<http://www.kindersache.de/politik/default.htm?a=./rechte/titel.htm>

[http://www.admin.ch/ch/d/sr/0\\_107/index.html](http://www.admin.ch/ch/d/sr/0_107/index.html). Auch wiedergegeben in: Die Neue Kindheit (siehe oben), p.181 ff.